



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Maria Loreto.

Station gefahren. Schnell wurde der Vater Missionar gerufen. Auf den ersten Blick sah er, daß bei dem Alten nicht mehr viel Zeit zu verlieren sei. Noch am selben Abend wurde der gute Alte nach kurzer Vorbereitung auf den Namen Josef getauft. Am nächsten Morgen ging er hinüber in ein besseres Jenseits. Am Nachmittag wurde er auf dem Friedhof begraben. Still und mit gefalteten Händen stand die arme Frau am Grabe ihres Mannes. Was wird sie wohl gedacht haben? Sie war ja noch eine Heidin! Doch der liebe Gott versteht gar gut die Sprache und die Wünsche des Herzens. Am andern Tage besuchte sie dann nochmals das Grab ihres Mannes und nahm dann von allen Abschied, wobei sie allen recht herzlich dankte. Dann ging sie heim in ihren Kraal.

So oft sich nun Gelegenheit zum Religionsunterricht bot, kam dieses arme Negerweiblein und es war immer eine der ersten und eifrigsten. Bald wurde es auch getauft auf den Namen Elisabeth. Später kam sie für kurze Zeit auf die Missionsstation, um noch den Beicht- und Kommunionunterricht zu erhalten. Dann kehrte sie wieder glücklich und freudig heimwärts. An Festtagen und bei besonderer Veranlassung scheute Elisabeth trotz ihres hohen Alters den beschwerlichen Weg nicht, zur Missionsstation zu kommen, solange ihre Füße sie nur tragen konnten. Jetzt ist sie aber so ganz steinalt geworden und sie kann nicht mehr so weit gehen. Wenn aber einmal der Missionar in ihre Gegend kommt, dann hat sie viel Freude und ist die erste, die zu den hl. Sakramenten geht. Auf eine lange Lebenszeit kann sie wohl nicht mehr hoffen. Bald wird auch sie sich zu langem Schläfe niederlegen. Ihre Seele aber wird heimwärts gehen ins Vaterhaus der ewigen Liebe, um dort zu singen und zu jubeln: „Die Erbarmungen des Herrn will ich preisen ewiglich.“

Maria Loreto.

Von Schwester Engelberta, C. P. S.

Fortsetzung.

Die langen Ferien sind zu Ende gegangen. Am 3. Februar 1918 hatte die Tageschule zu Maria Loreto wieder angefangen, frisch und fröhlich sind unsere Kinder aus den Ferien zurückgekehrt. Wie geschwätige Schwälbchen haben sie vieles zu erzählen. Nun wird wieder fleißig im Kirchlein gebetet, gesungen, gelernt und gearbeitet. Die Kleidung der Kinder hat allerdings sehr Not gelitten. Kleidung kann man schon gar nicht mehr sagen, es sind eher Lumpen. Die Feheln hängen an allen Enden und Ecken herab. Einer hat nur mehr ein halbes Hosenbein, der andere nur mehr einen Ärmel in der Jacke. Von einem Kleidchen ist bei den meisten keine Rede mehr. Mein armer blinder Anton hat als einziges Kleidungsstück ein langes Hemd, das um die Mitte mit einem Grasschiffel zusammengebunden ist. Das kleine, blinde Kind geht mir überall nach, wo es den Schall meiner Stimme hört. Das Höschen, daß ich ihm an Weihnachten aus einem Brudersapulier gemacht hatte, ist nun vollständig verschliffen. Der kleine Anton ist nicht nur blind, sondern auch sonst recht kränklich und ich will alles tun, um



Mohamedanische Indier.

seine kurze Lebenszeit, so gut ich kann, besser auszugestalten.

Viel gibt es nun wieder zu tun auf dem Verge oben. Der Garten ist ganz verwildert. Die Blumen bräuchten wieder sorgende Pflege.

An Stelle der guten Schwester Donata ist jetzt die Schwester Blasja meine Gehilfin geworden. Sie war schon früher einmal hier und hat sich darum schnell wieder eingewöhnt. Sie geht nun Tag für Tag hinaus in die Umgegend, um die Kinder aus den Ferien wieder zur Schule zu rufen; denn die Eltern der Kinder, die meistens noch Heiden sind, kümmern sich nicht um den Schulanfang.

Eines Tages ereignete sich ein ganz köstliches Geschichtchen. Ich schickte Schwester Blasja ins Tal hinunter in den nahen Kraal, um den etwa 7-jährigen Otto, ein recht faules Schlingelchen, zur Schule zu holen. Der kleine Knirps zog es nämlich vor, statt in die Schule zu gehen, mit den Ziegen und Kindern auf der Weide sich umherzutreiben. Schwester Blasja kam freudig zurück und brachte den kleinen Otto, der ein rechtes Armenkindergezicht machte; zugleich kam noch mit ein anderes, allerliebste Kind, in eine Decke eingehüllt. „Da“, sagte die Schwester sehr froh, „schauen Sie das herzige, zarte Mädchen an; es will doch in die Schule und der Vater hat es auf meine Bitten und mein Zureden hin auch erlaubt. Sie sollen dem Kinde ein Kleidchen geben. Er schickt dafür das fette Huhn, welches das Kind unter dem Arm trägt.“ Natürlich freute ich mich sehr. Der Schlingel Otto bekam seine wohlverdiente Strafe in Anbetracht seines Schwesterleins nachgelassen. Schnell eilte ich nun in unser Zimmerchen und holte in dem Schrank ein Fleckerkleid.

Zu zweit zogen wir nun das liebe, vor Freude lachende, faum 6jährige Kind an.

Ach, wie es sich nun drehte im neuen Kleidchen! Lächelnd eilte es nun zur Türe hinaus zu den andern Kindern, um mit ihnen zu spielen. Doch sieh, was ist das? Die ganze Kinderchar bricht in lautes Gelächter aus und die großen Liefen zu mir und riefen wie aus einem Munde: „Das ist ja ein Knabe und Du hast ihn als Mädchen angezogen!“ Nun mußte auch ich lachen. Aber wer hätte auch gedacht, daß dieses zarte, zierliche Kind mit dem hellbronzefarbenen Gesichtchen ein Knabe sei? Und welchen schrecklichen Namen das Büblein hatte! Es hieß Bull, d. h. Stier. Der kleine Bull kam künftig fleißig zur Schule und versprach ein guter Schüler zu werden. Auch sein älterer Bruder Otto, der Schulschwänzer, kam jetzt regelmäßig.

Ich hatte noch einen anderen Faulpelz in der Schule, den etwa 9jährigen Tom. Ihm schmeckte jetzt nach den langen Ferien das Lernen gar nicht gut. Eines Tages hatte ich oberhalb der Schultüre ein allerliebste Bild aufgehängt, das den Jesusknaben auf dem Kreuz schlafend darstellt. Einige Buben spielten vor der Türe mit Steinchen und lärmten dabei. Der kleine Bull saß drinnen mit dem faulen Tom und sah den Spielenden zu. „Bst, bst, ihr weckt den kleinen, schlafenden Jesusknaben auf“, jagte Bull zu den spielenden Kindern und deutete mit großem Ernst zu dem Bilde hinauf. Jetzt schaute auch der faule Tom empor und meinte gähnend: „Ich möchte auch in der Schulbank lieber schlafen als lernen.“

Es nahte allmählich der Monat März. Auch wir stellten in unserer Kraalhütte, die als Küche diente, eine Josefsstatue auf und schmückten sie. Der hl. Josef sollte auch unser Hausvater sein und uns das Nötige zum Leben verschaffen. Denn oft war bei uns Schmalhans Küchenmeister und der Brotkorb hing nicht selten sehr hoch. Zuweilen stand ich auch oben an der höchsten Stufe der Treppe und schrie zu den Hütten recht und links ins Tal hinunter, sie sollten uns doch

etwas Milch oder andere Eßwaren bringen. Bald kamen dann auch die Schwarzen und brachten uns Lebensmittel. Auch mit dem Holz hatten wir nicht selten große Not. Wir mußten erst recht sparsam damit umgehen. Nur dreimal des Tages wurde ein spärliches Feuerlein angemacht. Von Czenstochau konnten wir das Holz nicht herausschaffen, da es zu weit war und der Weg zu steil und die Fahrstraße kaum zu benutzen. Auch da schickte uns der hl. Josef durch gute Seelen immer wieder zur rechten Zeit Hilfe. Am fleißigsten hilft uns Njube, eine noch ungetaufte, junge Frau, die sich aber schon fleißig auf die Taufe vorbereitet. Sie wohnt am Fuß des Loretoberges und hat zwei Mädchen bei uns in der Schule. Sie bringt uns oft Holz und will nie Geld dafür nehmen. Höchstens ein Händchen voll Salz nimmt sie an, um damit ihr Gemüse schmackhafter machen zu können.

Eine große Not ist hier auf dem Berge heroben der Wassermangel. Da wird mancher Leier denken: Ja, wenn da oben auf dem Loretoberge Lebensmittel, Holz, Wasser mangelt, da möchte ich aber nicht gern in dem von der Schwester Engelberta so gepriesenen Maria Loreto weilen. Nun, so schlimm ist es nicht. Die Dinge sind eben so wie man sie ansieht. Nicht, wer wenig hat, sondern wer viel wünscht, ist arm. Also wer alles durch eine rosige Brille ansieht, der sieht alles in rosigem Lichte. Ich habe ja fleißige und willige Kinder genug und diese tragen uns das Wasser gern in Simern aus dem Tal heraus. Manchmal sieht dieses Wasser allerdings trübe aus, wenn die Kühe und Schweine gerade unten am Wasser am Trinken sind. Man muß sich eben hier das Wassertrinken möglichst abgewöhnen. Man bleibt dann auch vor so mancher Krankheit bewahrt. Eine kleine Abhilfe haben wir jetzt schon; denn neben dem Kirchlein ist ein großer eiserner Behälter angebracht, in den das Regenwasser vom Dache aus hineinläuft. Dieses köstliche Raß benutzen wir sehr sparsam. Wenn einmal die Zeiten besser werden, sollen wir eine Wasserleitung vom Tale heraufbekommen und kann dann das Wasser heraufgepumpt werden. Aber bis dahin wird wohl noch viel Wasser ins Meer fließen. Ich will aber gar nicht murren. Wir sind eben in der Mission und Gott segnet die Arbeit an den Seelen je mehr man eigene Opfer bringt. Tausendfach wird dem gegeben, Tausendfach das Glück erneut, Wer sich jeden Tag im Leben Dankbar seiner Gaben freut.“

Im April 1918 hatte ich mit einem großen Schulkind eine Grotte zu bauen begonnen. Wir waren ja „steinreich“, so daß es uns am nötigen Material nicht fehlte. Die Grotte wurde ganz nett, wenn sie auch auf den Namen eines Kunstwerks keinen Anspruch machen kann. Wenn sie einmal mit Eisen überwachsen ist, wird sie gar nicht so schlecht ausschauen. Beim Grottenbau waren die Kinder eifrig tätig. Die Buben legten die Steine, die Mädchen brachten Wasser und Erde, was als Mörtel diente.



Bruder Eduard bei der Arbeit auf dem Friedhofe in Czenstochau.

Endlich kam der Maimonat. Wie weise und sinnig handelt die hl. Kirche, indem sie den Mai zum Marienmonat machte. Die hl. Jungfrau hat doch die Erlösung von dem Winter der Sünde und des Verderbnisses übermittlelt und uns die wunderbare Blume des Himmels geschenkt, die das ganze Erdreich durch ihre Schönheit entzückt, befestigt und veredelt. Tag für Tag knieten wir Schwestern, unsere beiden schwarzen Hilfslehrerinnen und die Kinder um die Grotte herum, um da Maria zu grüßen. Voll Andacht schauten da die Kinderaugen hinauf auf die Statue der Muttergottes, die holdselig lächelnd mit dem Jesukind auf dem Arme in der Grotte stand, umgeben von einem Kranz blühender Rosen.

„Da zog's auch uns zu Füßen
Des holden Bildes hin,
Um jubelnd zu begrüßen
Die Maienkönigin!
O Jungfrau, wenn auf Erden
So schön des Frühlings Bier,
Wie selig muß dann werden
Der Himmelsmai bei Dir!“

Die holde Maienkönigin hatte mir aber auch eine besondere Freude bereitet. Schon am 3. Mai 1918 bekam ich mein liebes Kind, die gute Matanzone wieder zurück, von dem ich bereits früher geschrieben habe. Dieses Mägdelein, das von ihrem bösen Bruder so verfolgt wurde, und das ich darum in die Missionschule nach Czenstochau hatte schicken müssen, um es vor den ewigen Brüggeleien sicher zu stellen, war in Czenstochau sehr krank geworden und wurde in Todesgefahr getauft auf den Namen Anna Maria. Da ihr Bruder fast ein Jahr ins Zuchthaus kam, so konnte die Kleine nach Maria Loreto ohne Gefahr zurückkehren. Ihre alte Mutter Sophia brachte selbst das Kind mit den schönen Worten: „Da Schwester, nimm mein liebstes, jüngstes Kind, erziehe es für den Herrn, er hat es sich ja schon längst auserwählt, in seinem Tempel soll es aufwachsen.“ Ein paar Tränen rollten der Mutter über die Wangen, mit zitternden Händen schloß sie das Kind in ihre Arme und küßte es. Dann ging sie fort. Anna Maria blieb recht gern bei uns. Zum Unterschied von den vielen andern Anna, die ich unter meinen Kinder hatte, nannte ich die Kleine Anni. Schwester Blasia bekam in dem stillen Mädchen eine fleißige Helferin in Küche und Garten. Der kleine Hansel oder Jonnie genannt, freute sich sehr über diese Gesellschafterin, die er nun hatte. Der böse Bruder dieses Mädchens hatte seinerzeit das Elternhaus des kleinen Jonnie angezündet, und da die Eltern in größter Not waren, brachten sie das Kind zur Erziehung. Anni und Jonnie nannten sich immer Sisi und Budi, d. h. Brüderlein und Schwesterlein. Beide sind äußerst talentierte Kinder und ich hoffe, daß beide in Gottes Heiligtum heranwachsen zu Gottes Ruhm und Ehre.

„Wer eines von diesen Kleinen in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf“, sagte der göttliche Meister. Und wie schön sagt Clemens Brentano:

„Wer ist ärmer als ein Kind?
An dem Scheidenweg geboren,
Heut geblendet, morgen blind,
Ohne Führer geht's verloren.
Wer ist ärmer als ein Kind?
Wer dies einmal je empfunden,
Ist den Kindern wohlgesinnt,
Durch das Jesukind verbunden.“

(Fortsetzung folgt.)

Missionsbilder.

Von Schwester Friderika, C. P. S.

Eelig, die im Herrn sterben. — Am 31. Mai starb in Lourdes unsere alte Maria, die wohl ein Alter von 95 Jahren erreicht haben mochte. Auf den Tag und Monat kann man ihr Alter freilich nicht ausrechnen, aber man hat doch einige wichtige Anhaltspunkte für ein so hohes Alter. Maria lebte nämlich schon zu Tschakas Zeit, der 1828 von seinen Brüdern ermordet wurde.

Vor einigen Jahren kam Maria mit drei Kindern, deren Mutter gestorben war, hieher auf unsere Missionsstation. Unverdroffen ging sie Tag für Tag in die Katechese, bis sie zur hl. Taufe zugelassen wurde, in welcher sie den hl. Namen Maria erhielt. Bald darauf durfte sie auch die hl. Kommunion empfangen. Von nun an ging sie fast jeden Tag zum Tisch des Herrn. Untertags half sie noch bei den kleinen Arbeiten im Hause mit. Ihres Geistes Frische bewahrte sie sich bis zu ihrem Tode. Nun war Maria krank geworden. Am Freitag vor dem Fronleichnamsfeste hatte sie die hl. Sterbesakramente empfangen. Sie war von jetzt an so glücklich, daß sie alle erbaute. Ohne Furcht und Angst sah sie dem Tode entgegen. Als es mit ihr zu Ende ging, reichte ihr der Pater Missionar noch einmal die hl. Kommunion, wonach sie so innig verlangte. Als hernach einige Schwestern sie besuchten, jagte sie zu denselben: „O, ich verlange nichts mehr, ich will nichts mehr auf dieser Erde; ich habe so große Sehnsucht nach dem Himmel. O, könnte ich euch doch alle mit in den Himmel nehmen.“ Weinend kam ihr Enkel, um von der Großmutter Abschied zu nehmen. „Willst“, sagte sie mit fester Stimme, „ich habe dir nicht viel zu sagen. Folge deinem Missionar, deinem Lehrer und tue das, was man dich gelehrt hat, mehr brauchst du nicht. Jetzt gehe!“ Dann reichte sie ihm die Hand und der Junge ging weinend hinaus.

Sterbensmatt küßte Maria immer wieder ihr Sterbekreuz, betete ein Vater unser nach dem andern und rief immer wieder die hl. Namen Jesus und Maria an. Immer wieder äußerte sie ihre Freude, daß sie bald in den schönen Himmel gehe.

Gegen 10 Uhr nachts wollte ich die Kranke verlassen. Ich fragte sie noch, ob ich sie wohl am nächsten Morgen noch lebend treffen würde, da ich gern bei ihrem Tode den Segen des hl. Schutzengels haben möchte, ehe dieser zu Gott zurückkehre. Mit fester Stimme antwortete da Maria: „Diesen Segen kann dir der hl. Engel gleich mitgeben. Geh nur, du bist krank, du mußt ins Bett gehen“. Freudig reichte sie dann der Krankenschwester die Hand, die bei ihr blieb bis zum Sterben. Gegen Morgen gab sie einer Frau, die an ihrem Bette stand, noch den Auftrag, doch schnell ihre besten Kleider zu bringen, der Heiland sei jetzt da, um sie zu holen. Sodann enischließ sie ruhig und sanft. Es war doch wirklich eine große Gnade, daß diese alte Pegerfrau, die ziemlich weit von der Mission entfernt wohnte, noch in so hohem Alter aus dem Heidentum heraus zur Kirche Gottes berufen wurde. Gottes Wege sind nicht unsere Wege.

Wie schön und leicht für manche der Abschied von diesem Leben ist, konnte ich vor einiger Zeit an dem Todesbett eines 15 Jahre alten Pegermädchens sehen. Maria, so hieß dieses Schulmädchen, kam vor zwei Jahren aus dem mehr als zwei Tagereisen entfernten Pongoland hieher in die Missionschule. Sie war da-